

7. Sekundärliteratur

Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes.

Halle (Saale), 1911

Zweites Stück

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Familien-Nachrichten
für die
Nachkommen A. B. Franckes

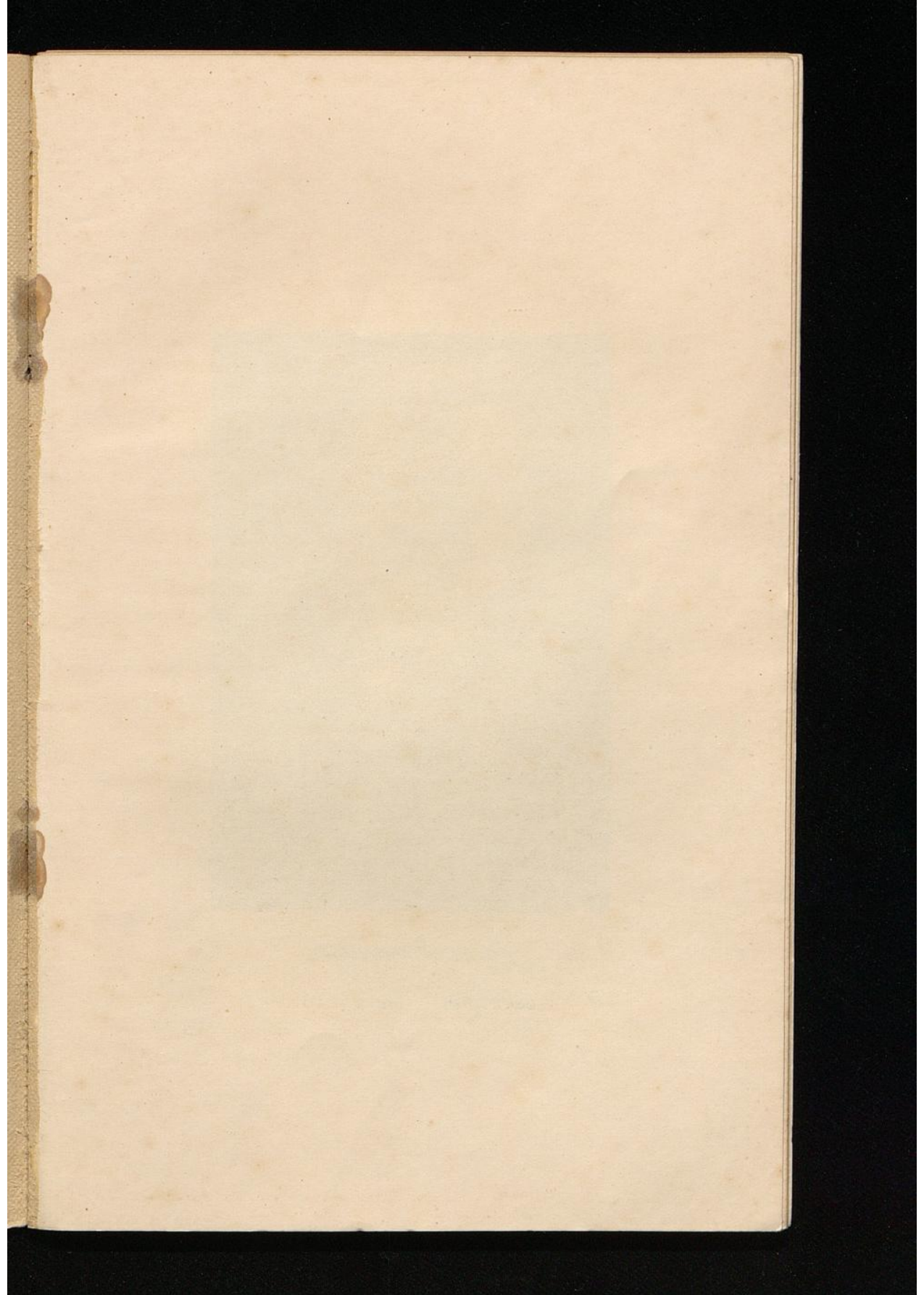
Zweites Stück

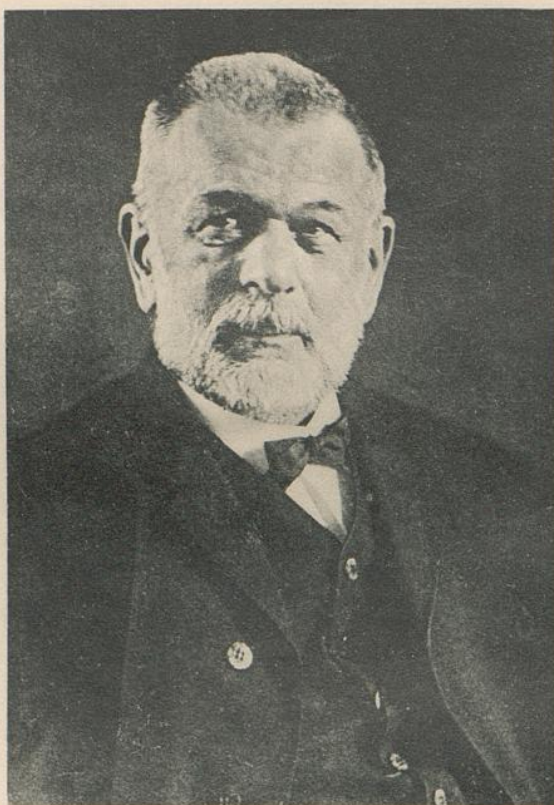
Balle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras
1912

38



8.967-2





Max Müller

Geb. 2. VI. 1841

Gest. 17. VI. 1911

Nur im Bilde, das dies Heftchen schmückt, können wir ihn noch schauen, den trefflichen Mann, der am 17. Juni 1911 zu seinen Vätern versammelt ist. Maximilian David Niemeyer hat sich um seine Vorfahren wie Nachfahren wohlverdient gemacht. In seinem starken Familiensinn hörte er nicht auf, seine lieben Ahnen zu preisen und sie dem jüngeren Geschlecht als Vorbild hinzustellen, stets anfeuernd zu tüchtigem Wirken und Schaffen. Er hat die zweimal von dem Greifswalder Universitätsprofessor Anton Niemeyer herausgegebenen Stammtafeln des Niemeyerschen Geschlechts mit Hilfe von Wilh. v. Bassewitz 1888 in 3. Auflage, dazu 1910 Nachträge herausgegeben, er hat 1888 und 1910 die Nachkommen A. H. Franckes zum Familientag nach Halle berufen und schließlich den Familienverband und diese „Familiennachrichten“ mitbegründet, deren erstes Heft er als kranker Mann noch selbst herausgegeben. Er freute sich seiner edlen Abkunft, aber er war sich auch der Worte Shakespeares dauernd bewußt: „Der Ehre Saat gedeiht weit minder durch der Ahnen Tat, als eignen Wert.“ Daher wollte er in seinem Fach und an der Stelle, die ihm das Schicksal zugewiesen, nur Tüchtiges leisten. Sein Lebensweg ist anfangs dornenvoll gewesen, doch hat willensstarke Tatkraft zu glücklichem Ziel geführt.

Max Niemeyer, ein Enkel des Kanzlers, verlor zehnjährig seinen Vater, den Direktor der Franckeschen Stiftungen Professor Dr. Hermann Niemeyer. Die schwer geprüfte Witwe, Antoinette geb. Pernice, zog in die Witwenwohnung am Franckeplatz und

hat tapfer für ihre acht Kinder mit Frau Sorge gerungen. Ich werde es nie vergessen, wie die ehrwürdige Matrone bei meinem ersten Besuch in Halle mich zu der Marmorbüste ihres großen Schwiegervaters da hinten in ihr Heiligtum führte. „Unsterblich“: flüsterte sie. Ja gewiß, der Kanzler lebt und wirkt heute noch. Es sei mir gestattet, hier eine Erinnerung aus eigener Jugendzeit einzuflechten. Als mich meine Mutter Michaelis 1862 am Gymnasium zu Cöslin, von wo Abler vor kurzer Zeit nach Halle als Direktor der Latina berufen war (den Fackelzug, mit dem ihn seine Schüler in Cöslin bei seinem Abgange ehrten, sah ich als kleiner Junge), bei seinem Nachfolger Direktor Roeder anmeldete, sagte dieser Gewaltige in seiner gespreizten Art: „Ich habe noch deinen Urgroßvater an der Halleschen Universität gehört und ich bin stolz darauf, einen seiner Nachkommen ins Album dieses Gymnasii inskribieren zu können.“ Wie ich aber ihm beim Abschied unbefangen die Hand reichen wollte, hieß es: „Nein, mein Junge, meine Hand gebe ich dir erst, wenn du es verdienst hast.“ Das hat er denn zu Weihnachten nachgeholt, als er mir in der Aula als Prämie ein Büchlein überreichte. Und vorher. Ich hatte meine Mutter durch mein Betragen betrübt. Sie ging in die Kammer und holte einen Trauerflor. Damit verhängte sie das Bild des Kanzlers, als trauere er ob seines Urenkels Frevelsinn. Die Wirkung war so erschütternd, daß der Flor baldigst verschwand. Ja, der alte Ahne lebt und wirkt noch heute. Diese Wirkung hat auch unser lieber Verstorbener reichlich erfahren. Freilich in der Schule ging es nicht immer aufs beste. Das machten die herrlichen Gärten des Waisenhauses, wo der Knabe herumtobte, das machten die vielen Geschwister und Pensionäre daheim, die gerne mit dem fröhlichen Buben scherzten. Und in dem Nachfolger seines Vaters, der gegen das alte Familienrecht auf Betreiben der Orthodoxie berufen ward, sah er den

bösen Usurpator. Und dem zulieb sollte er sich überanstrengen? Mit behaglicher Laune spricht der Greis in einem seinen Kindern gewidmeten Lebensabriß über seiner Schulzeit Leiden und Freuden. Die Wertschätzung zwischen Katheder und Schulbank und umgekehrt scheint nicht immer auf der Höhe gewesen zu sein. Kurzum, sein Schwager Dr. Otto Rasemann, der später so ausgezeichnete Direktor des Stadtgymnasiums in Halle, war der gütige Vermittler, um den leise widerstrebenden Primaner einem praktischen Beruf zuzuführen. Im Schatten des großen Namens aufgewachsen, revoltierte freilich des Jünglings Ahnenblut und sehnte sich nach dem Studium, er wäre gern Historiker geworden. Sein ganzes Leben hindurch scheint er den Gedanken nicht ganz los geworden zu sein, daß ihm damals nicht sein volles Recht geworden. Jetzt leben wir freilich auch in Deutschland in einer Zeit, wo der Kaufmann neben dem Professor steht. Der große Industrie- und Handelsstaat verlangt andere Kräfte, und so ist auch die Wertschätzung dieser Kräfte mit Recht gewachsen. Jedenfalls ist Max Riemeyer ein prächtiger Kaufmann, ein ideal gesinnter Verlagsbuchhändler geworden.

Hören wir ihn selber über seine Lehrzeit (Lebenslauf 1910, S. 7 ff.): „In der Buchhandlung des Waisenhauses habe ich gelernt. G. D. Schulze, der Alte, auch ein Waisenhäusler, meinte: Nun, da lernen Sie, wie Sie's nicht machen sollen. Er hatte recht und auch wieder nicht recht mit dieser Behauptung. Sicherlich war D. Bertram nicht geeignet zum Lehrherrn. Aber was ich später allen meinen jungen Leuten einschärfte, Sehen und Hören bildet den Chef, nicht die mechanisch sich ewig wiederholende Arbeit des Buchhändlers. Und ich darf von mir sagen, daß ich von Bertram viel gelernt habe. Es war ein Mann von weitem Blick, voller Ideen, die er rastlos zu verwirklichen suchte. Ihm fehlte jedoch das Sitzfleisch, um aus dem Geschaffenen den rechten

Nutzen zu ziehen. Das Schaffen war für ihn die Hauptsache; war es da, so hatte es wenig Reiz mehr für ihn. So kam es, daß ich, als ich nach Paris ging, ein sehr unwissender Gehilfe war, der aber von großen Taten träumte, die er nicht vollführen sollte. Paris, wie kam ich dahin? Eines Tages erhielt meine Mutter einen Brief, der an meinen verstorbenen Vater gerichtet war. Der Schreiber war kein anderer, als ein ehemaliger Schüler meines Großvaters, der alte hochbetagte Ministerresident von Dertling. Er wollte zwei französische Zöglinge auf das Waisenhaus bringen. Mutter gab den Brief an Eckstein und dieser beantwortete ihn. Darauf trat nach einiger Zeit der alte Herr selbst an und besuchte Mutter, erkundigte sich nach allem, und da unsere Verhältnisse keine glänzenden waren, hat er sie von dieser Zeit an aus Dankbarkeit gegen Großvater unterstützt.

Später, in dem Anfang der 60er Jahre, trat er an die Mutter heran, ob sie mich nicht nach Paris schicken wollte, er würde für mich sorgen. So kam ich 1864 zu Neujahr nach Paris in sein Haus. Ich bin 1½ Jahr bei ihm gewesen. Ein näheres Verhältnis hat sich zwischen uns während dieser Zeit nicht gebildet. Seine Weltanschauung war mir fremd und unsympathisch. Er war aber 80 Jahre und ich 23. Den Mann zu schildern ist nicht leicht. Er war Millionär, wohnte in dem Faubourg St. Honoré. War er geizig oder nicht? das habe ich mich oft gefragt. Er gab oft große Summen zur Unterstützung aus. Gegen seine Untergebenen war er hart und mißtrauisch. Nach seiner Ansicht wurde er von jedem bestohlen. Von Neujahr 1864 bis Ostern 1865 war ich bei ihm. Im Frühjahr 1864 siedelten wir von Paris nach Château-aux-Fossés über. Hier hatte ich viele Zeit. Ich beschäftigte mich hauptsächlich mit den verschiedensten Regierungssystemen, daneben las ich Faust, Werthers Leiden, sowie einige deutsche Bücher, die die Schloßbibliothek ent-

hielt. Den Faust konnte ich beinahe auswendig. Viel korrespondierte ich mit meiner Mutter, Freund Eugen Schwetschke und Heinrich Fritsch. Sonst bummelte ich im Lande umher, lernte den französischen Bauer als einen durchaus zuverlässigen, arbeitsamen und genügsamen Menschen kennen. Im Herbst kehrten wir nach Paris zurück. Ich trat wieder in die Druckerei ein und arbeitete dort drei Monate. Ich sah und hörte immer mehr, was mich sehr interessierte. Viel gelernt habe ich dort nicht. Mit den Arbeitern hielt ich gute Freundschaft, den alten Boulanger habe ich auch in seiner Häuslichkeit besucht. Es war mir interessant, zu sehen, wie nett der Mann zu Hause lebte, und wie behaglich er es sich zu machen verstand. Oftern hatte der alte Herr Vertling wohl genug von mir. Er wußte nicht recht, wie er mir eine Zukunft gründen sollte, was er doch meiner Mutter zugesagt hatte. Eines Tages meinte er, es wäre besser, ich sollte nach Hause fahren und erst meiner Dienstpflicht genügen und dann wiederkommen. Der Diener Julien erhielt also Befehl, mich nach dem Bahnhof zu bringen und mich mit Billet und allem Nötigen zu versehen, um nach Hause zu fahren. Dem widersetzte ich mich. Ich ging sofort, um eine Stellung zu suchen, und fand eine solche bei Klinksieck. Dieser alte Urgermane frug mich, ob ich ein Sohn des Religionslehrers Niemeyer sei. „Nein“, antwortete ich, „aber ein Enkel“. „Schön, dann bleiben Sie bei mir. Nach dem Buche bin ich unterrichtet.“ So ging das Wort in Erfüllung: Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser. Klinksieck war ein großartiger Sortimenter von ungeheurem Wissen und großer Arbeitskraft. Im Grunde tat er alle Arbeit; wir Gehilfen, Wreden und ich, waren nicht viel mehr als Schreiber. Trotzdem habe ich viel von und bei ihm gelernt. Dabei war er grob wie Bohnenstroh. Einmal war es nahe daran, daß wir beide uns verabschiedeten. Er war saugrob gegen Wreden geworden und zwar unverdienterweise. Es handelte

sich um eine nicht fertig gewordene Sache. Ich erklärte Wreden, er könne nicht bleiben, und ich würde mit ihm gehen. Wreden blieb aber, und so war für mich die Sache erledigt. Selten ist wohl von der Gehilfenschaft ein Mann so falsch beurteilt worden wie dieser grobe Herr. Grob war er, sehr grob konnte er sein, nicht nur gegen seine Untergebenen, nein, auch gegen seine Kunden. Gegen eine sehr vornehme Dame wurde er einmal so ausfallend, daß diese den Laden mit den Worten verließ: *Je vois bien que vous êtes Allemand*. Worauf er antwortete: *Oui, Madame, je suis fier d'être Allemand*. Ja, er war deutsch durch und durch, und so sehr er auf das Verdienen war, um keinen Preis hätte er, um zu verdienen, von einem Franzosen sich nur das Geringste gefallen lassen.

War so der alte Klinkhief grob und deutsch, so war er doch auch wieder ein wohlwollender Chef. Nicht daß er uns Gehilfen mit Geld überschüttet hätte, nein, die Gehälter waren knapp und ohne großen Zuschuß von Hause war nicht zu leben. Aber er sorgte für uns in väterlicher Weise. Als die Cholera ausbrach, durften wir im Geschäft kein reines Wasser trinken. Er stellte uns stets eine Flasche Wein hin. Sonntags waren wir oft in Fontaine-aux-Roses seine Gäste. Wir fühlten uns wohl im Dienste und im Kreise seiner Familie. Als Chef war er ein Muster von Fleiß, Pünktlichkeit und großem Wissen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, er arbeitete für drei. Wir waren zwei Gehilfen, er der dritte. In dem Geschäft wurde trotz des großen Umsatzes nie über die Zeit gearbeitet. Wenn er mit seinem Frühpensum fertig war, ging er wohl eine Stunde spazieren. In der ersten Mittagszeit pflegte er die buchhändlerischen Blätter und wissenschaftlichen Kritiken zu lesen. Am Sonntag studierte er dann ernstere Bücher. Wie oft haben wir staunend zugehört, wie er sich über Loges Mikrokosmos oder Kantes Geschichte der

Päpste usw. mit seinen Kindern unterhielt. Er war eben einer jener immer seltener werdenden Sortimenter, die etwas mehr wissen als die Titel der Bücher und etwas mehr können als einlaufende Bestellungen zu erledigen. Fasse ich nun alles zusammen, so kann ich von Klinkstedt nur sagen, er war ein Mann von deutschem Schrot und Korn, wahr und zuverlässig. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Er hat 1870 aus Paris fliehen müssen und ist fern von Paris gestorben. Das Andenken von ihm ist mir teuer, ich habe ihm viel zu verdanken. Ich kündigte 1866 und ging im Mai nach Hause, wo meine jüngste Schwester Karoline an der Schwindsucht erkrankt war. Da ich aber nicht auf der Bärenhaut zu liegen gewillt war, ging ich bald nach meiner Ankunft nach Erfurt, wo ich bei dem Ersatz des 31. Regiments eintrat. Ins Feld kam ich nicht mehr. Im Herbst ließ ich mich nach Halle zu den 36ern versetzen. Hier wurde ich mit Haberland und Döhle bekannt, mit denen mich eine aufrichtige Freundschaft verband.

Im September 1867 ging ich nach London, um bei D. Nutt eine Gehilfenstelle anzutreten. Mein alter Meno Haas, erst mein Chef und dann mein aufrichtiger, guter Freund, hat mich in die Geheimnisse des Buchhandels eingeweiht. Er war nicht nur ein vortrefflicher Mensch, sondern ein Buchhändler und Lehrer, wie es nicht viele gibt und gegeben hat. Denke ich an die Zeiten zurück, wo ich bei Nutt in London arbeitete, so kann ich rufen: Es war eine schöne Zeit! eine Zeit, in der ich das gelernt habe, was mich fähig machte, meine Zukunft so zu gestalten, wie ich es getan. Haas war mein Chef. Viele meiner Kollegen werden diesen warmherzigen, wohlwollenden Mann kennen. Welches Können und Wissen, welcher Fleiß und dabei welche Bescheidenheit! Er war ein Muster von einem Chef. Sein Beispiel zwang zur Arbeit, zum Lernen. Wo er Interesse fand, gab er Winke

und teilte aus seinem reichen Schatz an Kenntnissen alles Wissenswerte mit. Das geschah so nebenbei, man merkte nie eine Absicht, nie einen Zwang. Man fand alles selbstverständlich und nahm das Gebotene dankbar in sich auf. Aber das Interesse, das er an seinen Untergebenen hatte, gab er mit deren Austritt aus dem Hause Nutt nicht auf. Was ist er mir später geworden? Ein alter, lieber, treuer Freund. Sein Rat, sein Beistand hat nie gefehlt. In allen Lagen des Lebens hat er sich mir als ein durchaus selbstloser, zuverlässiger Freund erwiesen. Meine Kinder hat er freundlich aufgenommen, und meine Freunde, die nach England gingen, haben stets bei ihm offenes Haus gefunden und guten Rat. Alle kamen sie zurück voller Dank und Anerkennung des trefflichen Mannes. In London habe ich bei Curtis, einem Schulinspektor, Islington Square, gewohnt. Mit ihm besuchte ich die Theater, Parks und Museen. Mit seinem Sohn Eduard ging ich spazieren. Vor allem aber schloß ich mich an Mrs. Curtis an. Sie ist mir eine zweite Mutter geworden. Ich denke heute (1910) mit Dankbarkeit an alle die Liebe und Sorgfalt, mit der sie mich in ihrem Familienkreis aufgenommen hat. Fern von jedem Egoismus hat sie an mir 1866 wie an einem Kinde gehandelt. Ihr Andenken hat mich stets begleitet. 1869 kaufte ich durch Bertram die Lippert'sche Buchhandlung in Halle für 6000 Taler. Es war ein Reinsfall erster Güte. Schulden und die leeren vier Wände, das war das Objekt. Mit nahezu der ganzen Kaufsumme wurden die ersteren bezahlt. 1870 brach der Krieg aus. Meine Kundschaft ging zum großen Teil in den Krieg. Ich saß da und hatte nichts zu tun. Da gab mir Koch den Gedanken ein, ein Musikgeschäft zu gründen. Ich war so tollkühn und ging, obgleich ich keine Note kannte, auf den Plan ein. Er machte mir zum Leihinstitut den Katalog. Das Ding ging. Die Damen kamen, und die Herren folgten."

Am 7. Oktober 1871 gründete Max Niemeyer seine Häuslichkeit. Er vermählte sich mit Anna Gysenhardt, Tochter eines Pfarrers in Berlin, den ich mehrfach als Alumnus des früher in der Burgstraße gelegenen Joachimsthalschen Gymnasiums gehört habe. Seinem Weibe blieb der Getreue wie seiner Heimat, wie seiner Mutter dankbar zugetan. „Wenn ich in diesem Leben zu etwas gekommen bin, so hat sie großen Teil daran“: das sind seine eignen Worte. In der Erziehung seiner acht Kinder befolgte er als Leitsterne jene Imperative seines Großvaters: „Verne gehorchen, lerne dir versagen, lerne arbeiten.“ Dabei wußte er ins Familienleben reiche Gemütswerte hineinzuschmiegen und mannigfache Bildungsinteressen anzuregen. In der Religion war Max Niemeyer beengender Dogmatik abgekehrt, in der Politik Übertreibungen abhold, ein Anhänger jeder guten Sache, auch der unterliegenden, der Ehre der Welt nicht allzu begierig, der Lüge und des Scheines Feind, Freund der Wahrheit und der gesunden Vernunft.

Über seine Erfolge als Verlagsbuchhändler und im öffentlichen Leben heißt es in dem Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel vom 21. Juli 1911, S. 8468: „Als nach dem Friedensschluß 1871 bald auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sich neues Blühen geltend machte, gewann Niemeyer nach und nach an Boden, und sein Geschäft wuchs, langsam, aber stetig. Dr. Trautmann (einer seiner Autoren), den er in den ersten Jahren seiner selbständigen Geschäftsleitung kennen gelernt hatte, brachte ihn mit den Universitätsprofessoren Paul und Braune zusammen. 1873 verlegte er zuerst Pauls Arbeit: ‚Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?‘ 1874 übernahm er den Verlag der ‚Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur‘. ‚Ein kühnes Unternehmen für einen Mann, der keinen Groschen sein eigen nannte. Ich sagte mir aber, daß die Schüler von Zacher tiefere Menschen seien, und daß ihnen die Zukunft gehöre.‘

Das Unternehmen ging langsam, wie vorauszusehen war, und lange Jahre hindurch setzte Niemeyer aus eigener Tasche zu. Braune sah das und meinte eines Tages: „Sie verlieren Geld. Ich werde ihnen ein althochdeutsches Lesebuch machen; das geht!“ Und in der Tat ging es gut. Es folgten nun 1876 die „Neudrucke deutscher Literaturwerke“, dann 1877 die „Zeitschrift für romanische Philologie“ und die „Anglia“. Die Sache kam in Gang, zumal Paul, Braune und Sievers arbeiteten, ohne mit großem Gewinn zu rechnen. Sie blieben ihm treu, und bis ans Ende verband aufrichtige Hochachtung und Freundschaft den Verleger mit seinen Autoren.

Auch im öffentlichen Leben sowohl seiner Vaterstadt wie in dem des Buchhandels spielte Niemeyer eine Rolle. Mit Reinhold Kretschmann in Magdeburg leitete er im Jahre 1883 die Gründung des Sächsisch-Thüringischen Buchhändler-Verbandes in die Wege. Kurz vor seinem Tode war er beschäftigt, die Geschichte des jetzt in voller Blüte stehenden Verbandes zu schreiben. Leider ist er über den Anfang nicht mehr hinausgekommen. In den Jahren 1892 bis 1896 bekleidete er im Vorstande des Börsenvereins das Amt des zweiten, dann des ersten Schriftführers. Mit warmem Interesse hat er sich an den in seine Amtsperiode fallenden Vorarbeiten für das 1901 in Kraft getretene Urheberrechtsgesetz und an der Ausarbeitung der Restbuchhandelsordnung beteiligt.“

Aus dem Nachruf der Herausgeber der *Anglia* sei noch angeführt: „Die von Niemeyer erworbene Lippert'sche Buchhandlung, die bis dahin im Buchhandel der alten Saalestadt nur wenig hervorgetreten war, entfaltete sich unter seiner großzügigen Leitung zu hoher Blüte und gewann, als er im Jahre 1871 den bekannten Verlag mit ihr verband, einen geradezu europäischen Ruf. In steter engster Fühlung mit der Universität Halle-Wittenberg und durch sie mit vielen anderen deutschen Hochschulen entwickelte sich

Niemeyer zu einem Universitätsverleger erster Ordnung. Jedem wertvollen wissenschaftlichen Gedanken, auch wenn er nur geringen materiellen Erfolg versprach, verhalf er zum Worte, ja durch seinen erfahrenen Rat, durch seine selbstlose Förderung machte er in gar manchen Fällen die Drucklegung von Schriften möglich, die ohne ihn vielleicht nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben würden. Seine aufmerksamste Fürsorge war jedoch den Werken aus den Fächern der Germanistik und Romanistik gewidmet. Die Zahl der in seinem Verlage erschienenen, diesen Fächern angehörenden Monographien und Bücher ist so groß, daß es ganz unmöglich wäre, hier auch nur die bedeutenderen anzuführen. Der Germanist oder Romanist, der nach eben vollendeter Arbeit nach einem verständnisvollen Verleger ausschaute, dachte ja in erster Linie an unseren Niemeyer.

So wird man es voll und ganz verstehen, wenn am Tage ihres zweihundertjährigen Jubelfestes die Universität Halle=Wittenberg dem jetzt von uns Geschiedenen den Ehrendoktorgrad verlieh: die höchste Auszeichnung, die eine Universität zu verleihen imstande ist. Denn, das darf man sagen, Niemeyer hat in seiner äußerlich bescheidenen, in höherem Sinne aber eminent bedeutungsvollen Stellung sich mehr Verdienste um die Wissenschaft erworben als mancher, der seinen Titel auf dem üblichen Wege erlangte.

Unser Freund ist nicht mehr! Wer ihn kannte, wirklich kannte von Auge zu Auge, von Herzen zu Herzen, ihn, den klugen, geradsinnigen, wahrhaft aufrechten und dabei so schlichten, kindlich weichen und gemühtiefen Mann, der wird ihn nie vergessen."

Am 21. Juni wurde Dr. Max Niemeyer zur ewigen Ruhe gebettet. Worte der Dankbarkeit und des treuen Gedenkens, die Widerhall in den Herzen der Leidtragenden fanden, sprachen an seiner Bahre Herr Max Kretschmann für den Sächsisch=Thüringischen Buchhändler=Verband, Herr Artur Seemann für den

Vorstand des Börsenvereins, Herr Geheimrat Professor Dr. Siebers als Freund und Autor, zugleich im Namen der befreundeten Autoren Paul und Braune, sowie Herr Dr. Gruber für die Gesellschaft für romanische Literatur.

Wir alle aber rufen unserm lieben Verwandten, dem Begründer unsrer Familientage, dem wackern Manne gebeugten Hauptes in tiefer Dankbarkeit nach:

„Lebe wohl, du treue Seele!“

Max Niemeyer (Potsdam).

Vor 100 Jahren. — Lafontaine. — Luise Wittgau.

Notiz aus den Allgemeinen Politischen Nachrichten,
Essen, Sonntag, den 18. August 1811:

„Die bekannten Deutschen Schriftsteller A. Lafontaine und der Kanzler Niemeyer sind vor einigen Tagen aus Halle zu Augsburg angekommen: sie reisen über München, Innsbruck und Triest nach Venedig und kehren nach einigen Monaten über Wien wieder zurück.“

Die Pflögetochter und Nichte seines Begleiters August Lafontaine, dessen rührselige Romane einst zur Lieblingslektüre des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise gehörten, wurde vier Jahre später Schwiegertochter des Kanzlers. Nach Lafontaine hat in Halle eine der neuen Villenstraßen, in der mein Schwager Carl Rehorst, Beigeordneter der Stadt Köln, als Stadtbaumeister von Halle mehrere Jahre gewohnt hat, den Namen erhalten. Von meinem Pflege-Urgroßvater Lafontaine berichtet mein Großvater Anton Niemeyer, dessen erste Gattin jene Luise

Mitgau ward, in seinen handschriftlich vorhandenen Familienpapieren S. 171: „1786 war Lafontaine [Sohn eines Hofmalers in Braunschweig] Hauslehrer bei den Kindern des Generalleutnants v. Thadden zu Halle, 1789 Feldprediger beim v. Thaddenschen Regiment. Als solcher begleitete er das Regiment auf seinen Feldzügen zuerst nach Schlesien und dann nach dem Rheine und nach Frankreich 1793 und kehrte erst 1796 nach Halle zurück. Im Jahre 1800 legte er seine Stelle als Feldprediger nieder und widmete sich in seiner reizenden Gartenwohnung bei Halle lediglich der Romanschriftstellerei, welche er seit 1789 mit großem Erfolge getrieben hatte. Eine Reise nach Berlin, auf welcher er dem König und der Königin persönlich vorgestellt wurde, verschaffte ihm die Anwartschaft auf eine Precistenstelle beim Dome zu Magdeburg, von der er sich eine unabhängige Subsistenz im Alter versprach. Der Krieg mit Frankreich 1806, während dessen nach der Schlacht bei Halle sein Haus geplündert ward, und die Westphälische Herrschaft zerstörten diese Hoffnung. Im Jahre 1811 machte er mit meinem Vater und meinem Bruder Wilhelm eine Reise nach München, Verona, Venedig, Wien und Prag, wo er seinen Bruder Carl [einen Porträtmaler] zum letzten Male sah. Am 1. Jahr 1817 gelang es ihm, für das verlorene Kanonikat eine Entschädigung und Pension zu erhalten, welche für seine einfachen Bedürfnisse hinreichte, besonders nachdem er 1820 seine Frau [Sophie, Tochter des Predigers Abel im Magdeburgischen] verloren hatte. Er verkaufte nun seine Besitzung und bezog eine Mietzwohnung in Halle, wo er zurückgezogen und nur von wenigen Freunden besucht, lebte, bis ihn am 30. April 1831 der Tod abrief.“

Lafontaines Schwester Henriette hatte 1788 den Prediger Mitgau [Sohn eines Bürgermeisters] zu Herrnhäusen geheiratet. Ihr erstes Kind Luise, geb. 19. Juni 1789, verlebte hier im

väterlichen Hause ihre ersten Jahre. „Dort sah sie“, so berichtet Anton Niemeyer ebenda S. 165, „im Jahre 1796 aus dem Feldzuge zurückkehrend ihr Oheim, der Feldprediger Lafontaine, und da ihm das Glück eigener Nachkommen versagt war und er an dem blühenden Kinde Gefallen fand, so trug er den Eltern an, es ihm als eigne Tochter zur Erziehung zu überlassen. Der Vorschlag ward angenommen und Luise ging mit ihrem Pflegevater nach Halle.

Nur kurze Zeit besuchte sie eine Mädchenschule; denn seit Lafontaine seine schöne Besitzung bezogen hatte, übernahm er selbst ihren Unterricht, der zwar äußerst lebendig und eindringlich, aber bei Lafontaines oft wechselnden Neigungen und Ansichten desultorisch und unzusammenhängend war. So ward sie allmählich mit vielen Gegenständen des menschlichen Wissens bekannt, ohne doch gründliche Kenntnisse in einem bestimmten Fache zu erlangen, außer etwa in der Theorie der Musik, welche ihr Vater mehrere Jahre lang unausgesetzt und eifrig, nicht selten zu ihrer großen Unlust, mit ihr trieb. Auch zum Singen, zum Klavier- und Harfenspiel ward sie streng angehalten und brachte es hierin, weniger durch Fleiß als durch Talent, zu einer damals nicht gewöhnlichen Fertigkeit. Ihre eigentliche Bildung aber erhielt sie durch das Leben. Ihr Körper entwickelte sich, da sie den halben Tag in der freien Luft des geräumigen Gartens zubachte und keine Witterung scheute, aufs schönste und kräftigste, und ihr lebhafter Geist fand die reichste Nahrung in dem Umgange vieler bedeutender Männer, von deren Besuchen aus der Nähe und Ferne ihr väterliches Haus nie leer ward. Da die Familie nur aus drei Personen bestand und da die Mutter fast nur im Genuß der Natur und in ihren eignen stillen Betrachtungen lebte und gegen Fremde verlegen und scheu war, so mußte Luise schon früh nicht nur dem Hauswesen vorstehen, sondern auch die zahlreichen

Gäste empfangen und unterhalten, und selten verfehlte ihre durch Schönheit und angeborene Grazie gehobene Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Unbefangenheit den vorteilhaftesten Eindruck zu machen. Sie mochte gern gefallen, aber nur durch das, was sie war, nie durch das, was sie wußte oder konnte; vielmehr suchte sie beides zu verbergen, und wenn ihr Vater sie nötigte, durch Gesang oder Spiel die Gesellschaft zu unterhalten, so gab es oft schlimme Auftritte.

In schwierigen Lagen zeigte sie viel Mut und Entschlossenheit, so im Oktober 1806, als sie nach der Schlacht bei Halle, von dem ängstlichen Vater nur in Begleitung eines Sauvegarde nach dem geplünderten Hause gesandt, die Ordnung daselbst wieder herstellte und die Eltern zur Rückkehr ermutigte, dann im Frühjahr 1813, wo sie am Tage nach der Beschießung von Halle sich durch die mit Soldaten und Volk angefüllten Straßen bis zum Kommandanten Bahn machte und dort die Ausfertigung eines Passes für sich und ihre Mutter durchsetzte.

Sieben Jahre lang hat sie meinem Hauswesen mit der größten Umsicht, unendlichem Fleiße und der größten Liberalität vorgestanden, mir sechs Kinder geschenkt und mich durch die zärtlichste Liebe beglückt. Der erste heftige Schmerz ihres Lebens war der Verlust unseres kleinen Moriz. Als im Jahre darauf Annchen ihm folgte, verlor sie allen Lebensmut, und es entwickelte sich ein schleichendes Nervenfieber, dem sie, 33 Jahre alt, am 13. Dezember 1822 erlag.“ Der Kanzler sagte in einer Abkündigung: „Wenn es denen, die um ihren Tod nah und fern trauern, nicht vergönnt ist, die dunkeln Wege Gottes zu verstehen, und wenn sie nicht zu erforschen vermögen, warum es seiner Weisheit gefiel, einem so blühenden, so schuldlosen, durch den reinsten und würdigsten Genuß eines seltenen ehelichen und häuslichen Glückes ausgezeichneten und durch die treueste Erfüllung

der Pflicht als Gattin und Mutter vier sie überlebender Kinder veredelten Leben ein so frühes Ende zu machen und einen so innig liebenden Gatten, Eltern und Freunde, deren Lust und Freude sie war, so tief zu beugen, so wolle ihnen die Hand, die sie verwundet hat, um so mehr Kraft geben, sich im festen Glauben an seine väterlichen Absichten seinen Schickungen willig zu unterwerfen und, wenn auch unter Tränen, dem Herrn des Lebens und des Todes für alle die Segnungen zu danken, welche er der Vollendeten im reichen Maße gewährt, und für den sanften Tod, wodurch er sie der Erde entrückt hat." Ein schönes Bild von der hübschen Frau besitzt Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. Moritz Fleischer, ältester Sohn von Sophie, geb. Niemeyer (Stammtafel V 1). Die Künstlerin ist Caroline Bardua, die auch den Kanzler für den Betsaal des Waisenhauses gemalt hat.

M. N.

Brief der Kanzlerin an ihren ältesten Enkel vor 70 Jahren.

Mein Vater Hermann Niemeyer (V 2), geb. am 9. März 1817, lag wenige Tage vor dem Tode seiner Mutter, von der oben die Rede, ohne daß diese es ahnte, im Hause des Kanzlers hoffnungslos darnieder. Er war ein schwächliches Kind, das oft an heftigen Krämpfen litt. Trotzdem hatte er sich zu einem kräftigen Manne entwickelt, der 1836 in Greifswald als freiwilliger Jäger diente. Mit seinem Vater stand er nicht immer auf vertrauensvollem Fuß, weil er zu den auch in unserm Geschlecht wie überall sprießenden Naturen gehörte, die mit der Sorglosigkeit eines Kindes oder eines Naturmenschen den Augenblick genießen, unbekümmert um die Zukunft und ihre Forderungen,

die bei besten Absichten die Unfähigkeit haben, sich einem äußern Zwang freiwillig dauernd zu unterwerfen und etwas zu tun, was nicht aus dem Drange des Herzens sich ihnen von selbst aufzwingt. Den hübschen, frischen Jäger redete der Kronprinz 1837 bei der Parade an. Als dann beim Festessen dieser dem neben ihm sitzenden Rector magnificus zu seinem schmucken Jungen allergnädigst gratulierte, war es für meinen Großvater einigermaßen peinlich, daß sein Sohn ihm von der ehrennden Anrede zu berichten nicht für nötig befunden hatte. Mein Vater hatte die Landwirtschaft gelernt und war 1837 bei Herrn von Bornstedt auf Kelzow bei Anclam, später bei Herrn von Versen auf Rah bei Danzig tätig. Am 24. November 1842 kaufte er sich das Erbpachtgut Steinberg zwischen Neustadt und Danzig, worüber er überglucklich seiner Großmutter berichtete. Die antwortet ihm also:

Halle, d. 26. Dec. 1842.

Mein lieber, lieber Hermann!

Eine große Freude hast Du mir mit Deinem Briefe gemacht. Aus dieser Ferne so unmittelbare Nachricht von Dir zu erhalten, hat sich mir nicht einfallen lassen, desto willkommener war sie mir, und ich danke Dir herzlich dafür. Dein Vater hatte mir schon Deinen Ankauf gemeldet; so vorteilhaft, als Du ihn schilderst, hatte ich mir ihn nicht gedacht, um so mehr wünsche ich Dir Glück dazu, mein lieber Sohn, und daß alle die fröhlichen Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gehen mögen, die Dir jetzt vorschweben. Ich zweifle daran keinen Augenblick, denn wer mit so gutem Willen und so ausgezeichneten Kräften ausgerüstet ist als Du, der weiß glückliche Umstände zu benutzen und selbst aus Kleinigkeiten Vorteile zu ziehen. Mit Lust und Mut beginnst Du das Werk, und so

wie Du es begonnen, mußt Du es auch durchführen, bis daß ein junges, reiches und hübsches Mädchen sich von Deinen vielen guten Eigenschaften angezogen fühlen und Dir die Krone aufsetzen wird, was dann die herrlichste Belohnung für Deine vielfachen Bemühungen sein wird. Deinen Vater will ich bitten, mir so oft Nachricht von Dir zu geben, als er selbst welche erhält, und Deinen Brief will ich unter meinen theuren Reliquien bewahren; er gibt ein ebenso reiches Zeugnis von Deiner Geistes- und Herzensbildung. Warum ich heute so abgebrochen schreibe? weil ich in einer höchst peinlichen Stimmung meines jüngsten Enkels wegen bin. Der kleine Junge¹⁾ ist nicht viel über drei Monate alt und leidet an Krämpfen. Der Arzt machte anfangs nichts daraus. Da er aber seit gestern Nachmittag immer in einem bewußtlosen Zustande liegt, so scheint die Sache doch bedenklicher, und wenn er jetzt stirbt, würde das Weihnachtsfest und so auch der Geburtstag des Vaters und der Mutter, die beide gleich um Neujahr fallen, eine stets bittere Erinnerung bleiben, die alle Freude an den übrigen Kindern vergällte. — Von mir noch, mein lieber Hermann, hast Du zu erfahren, daß ich alt und schwach bin, es wohl nicht erlebe, Dich noch einmal wiederzusehen. Wenn ich Dich denn auch nicht wiedersehen sollte, so sei Du der treuesten Liebe, die bis zum Grabe ausdauern wird, innig versichert. Ich habe meine Enkel alle recht lieb, aber es sind doch so einige, denen ich besondere Aufmerksamkeit schenke, und zu denen gehörst Du, für den ich schon im jugendlichen Alter, als wo Du mir besonders zugehörtest, viel gesorgt,

¹⁾ Jetzt Weinhändler Hermann Niemeyer in Halle, der kürzlich vernünftig seinen 70. Geburtstag gefeiert hat. Wir hoffen, daß er noch recht lange die süße Gewohnheit des Daseins, auch ohne seine Schwester Marianne, genießen wird.

viel gehofft und manches gefürchtet habe. Das Gefürchtete ist nicht eingetroffen, dafür bin und bleibe ich dankbar, auch Dir dankbar, der Du männlich gekämpft hast und obgesiegt. — Lebe nun wohl, mein guter, lieber Hermann; denke zuweilen

Deiner

getreuen Großmutter

W. Niemeyer.

Kurz vorher hatte mein Vater an seine Schwester Klara nach Greifswald geschrieben:

Steinberg, den 15. Dez. 42.

Nach Jahren, liebe Kläre, erhältst Du einmal wieder einige Zeilen von Deinem ungetreuen Bruder. Doch sei mir nicht böse, daß ich es so lange an äußeren Abzeichen meiner Liebe fehlen ließ, und laß mich glauben, daß Du auch ohne diese von meiner Zuneigung zu Dir überzeugt seist. Ist es mir doch, seitdem ich den Schritt zur Begründung meiner Selbstständigkeit getan habe, als ob ich dadurch Euch näher gekommen wäre, als ob das Band der Familienliebe uns fester und inniger umschlinge, als ob das Verhältnis heiliger sei, in dem wir zueinander stehen. Weißt Du wohl noch, liebe Kläre, wie wir noch Kinder waren? Erinnerst Du Dich wohl noch, wie wir viel voneinander hielten, wie wir zusammen spielten, arbeiteten, zeichneten, Gedichte machten? Mir scheint, es ist noch gar nicht so lange her, daß wir in unserer Kinderstube oder im Garten in unseren kindischen Spielen mit dem größten Ernst Handlungen und Manieren erwachsener Personen nachahmten und uns auf Augenblicke selbst glauben machten, daß wir wären, was wir schienen. Und nun sind unsre Spiele Wirklichkeit geworden, wir sind erwachsene Leute und fast wird

es mir schwer, daran zu glauben, obgleich ich die Kinderschuhe schon so lange abgelegt habe. Oft bilde ich mir ein, die Zeit meiner frühesten Kindheit bis jetzt sei ein Traum, und ich würde einmal erwachen in unserer alten Schlafkammer und dann zu Dir ins Bett steigen, während die andern noch schliefen, wir machten uns von unsern Kissen ein recht behagliches Gefäß zurecht, und ich würde Dir dann erzählen von allem, was ich in der langen Nacht erlebt, und Du würdest mir staunend zuhören, zweifelnd, ob ich dies wirklich geträumt oder Dich nicht bloß zum besten habe und Dir was einbilden wolle. Du würdest aber gläubig anhören und Deine Zweifel für Dich behalten, um mich nicht zu kränken. Und wir stehen dann auf, gehen zusammen in die Schule, aber nicht weit zusammen, denn es kommt ein Schulkamerad mir ins Gesicht, ich schäme mich Deiner Gesellschaft, und Du findest es natürlich und ganz in der Ordnung, wenn ich Dich Deinen Weg allein fortsetzen lasse und dem Jungen zueile. Aber wir finden uns dann doch wieder zusammen und suchen uns gegenseitig, wenn wir zu Hause sind. Wir sind einer dem andern unentbehrlich. Kläre, denkst Du an Deine Kindheit auch gern zurück?

Was soll ich Dir erzählen von meinem äußeren Leben? Wir haben es ja in unsern Spielen schon durchgemacht und angenehmer. Wir hatten keine Sorgen und die unübersteiglichsten Hindernisse wurden mit Leichtigkeit bekämpft und boten am glücklich erreichten Ziele im sichern Hafen Stoff zur Unterhaltung. Doch nun ist's anders. Es ist nicht bloß das endliche Ziel, den sichern Hafen zu erreichen, weswegen der Mann kämpft, freilich hat er dies Eine immer im Auge, aber diesen Kampf selbst, der nie aufhören muß, so lange man lebt, mit Gewissenhaftigkeit und Treue durchzukämpfen, das ist das Schwere des Lebens, besonders für so schwache Naturen, wie

ich es bin. Ich bin nie uneiniger mit mir selbst gewesen, als in der Zeit meiner Blüte, d. h. während der ersten Jahre meines Inspektorats in Kelzow. Da galt ich für solide und tätig. Solide zu sein ist nicht schwer, man verhält sich leidend und damit gut. Tätig war ich nicht, vielleicht mehr wie mancher andre meines Handwerks, doch mußte ich mir fast täglich Borwürfe machen über meine Schwächen. Ich erfüllte meine Pflicht nicht treu, und als ich während der langen Kränklichkeit und nach dem Tode des alten Herrn mich mehr zusammennahm und eifriger wurde im Handeln, da lernte ich mich auch mehr fühlen. Ich trat fester, selbständiger auf. Leute, die bei der gnädigen Frau in Ansehen standen, mit denen ich Auftritte gehabt, gaben sich Mühe, mich zu verklatschen und zu verleumden. Dazu gaben meine öfteren Reisen, die ich mir auf Kosten meiner Solidität erlaubte, gewünschte Gelegenheit. Da hieß es, ich lebe ausschweifend, vernachlässige meine Pflichten, und ich hatte meinen — Abschied. An geregelte Tätigkeit gewöhnt, mußte notwendig die gänzliche Beschäftigungslosigkeit mich im höchsten Grade verstimmen, und ich dankte Gott, wie ich in Ratz eine Stelle fand. Hier war es noch ärger. Neben den allerdrückendsten Fesseln des Privatlebens mußte ich auch in wirtschaftlicher Hinsicht ganz nach der Willkür des Majors handeln, ich war nur die Hand seines Willens. Doch nachdem ich die erste Zeit überstanden und mich etwas gewöhnt hatte, fand ich in dieser Lage etwas Bequemes. Ich war wieder solide und tätig, freute mich, wenn der Tag zu Ende gequält war und befestigte mich in der Gunst des Majors. Ich bildete mir ein, es sei ein Verdienst, mich zu fügen und schweigend zu dulden. Ein ernstes Nachdenken über meinen Zustand und das Entehrende desselben machte es mir zur heiligen Pflicht, mich aus dieser Lage herauszureißen. Aber was sollte ich tun?

Bemühungen um eine andere Stelle blieben fruchtlos. Nach Hause zurückzukehren, eine weite kostspielige Reise um nichts gemacht zu haben, nach Eldena zu gehen, vom Kapital zu leben: das waren die nächsten Aussichten für die Zukunft. Eine eigene Acquisition hatte ich schon längst im Sinne, es bot sich die Gelegenheit, ich griff zu. Es war das allernatürlichste, was ich tun konnte, ich mußte es tun. Liebes Kind, Du machst mir in Deinem Briefe große Elogen über Geistes- und Körperkräfte, die mir zu Gebote stehen. Ach, ich bin doch so schwach! Die redlichste Absicht habe ich wenigstens jetzt, treu zu kämpfen mit meinen Schwächen, alles zu überlegen, nichts zu übersehen. Bis jetzt habe ich mir in Steinberg noch nichts vorzuwerfen. Ich gehe mit dem befriedigenden Bewußtsein zur Ruhe, den Tag nicht vergeudet und die Ruhe verdient zu haben.

Meine liebe Cläre, nimm diese Worte, wie sie aus dem Herzen kommen, an. Es soll keine Zuckersüßerei sein, die ich Dir machen will, und es ärgert mich, daß es so aussieht. Lebe wohl!

Dein Hermann.

Mein Vater war damals 25 Jahre alt. Die weiteren 14 Jahre seines Lebens waren ein langes Trauerspiel, von dem die Familientradition freilich auch viele Lichtblicke berichten kann. Zwei Ehen, acht Kinder, ewige Not. Im Jahre 1850 sah er sich nach furchtbaren Mißernten auf Andringen seiner Gläubiger genötigt, Steinberg zu verkaufen, dann folgten sechs Umzüge nach verschiedenen Orten. In Danzig errichtete er schließlich ein Fuhrwesen, das völlig scheiterte. Kurz vor seinem Tode aber streckte dem versinkenden Manne (seine Kinder erster Ehe hatte er weggeben müssen: Hermann kam zum Großvater nach Greifswald,

Clara¹⁾ wurde in Hamburg Wolffs Pflögetochter, Felix und Franz wanderten nach Halle ins — Waisenhaus) J. G. Wolff, Direktor der Berlin-Hamburger Eisenbahn, und seine edle Gattin Marianne geb. Niemeyer die rettende Hand entgegen. Er verließ im Herbst 1855 sein Weib und die drei Kleinsten (fünf-, drei- und halbjährig), um in Hamburg sich in den Eisenbahndienst als Botenmeister einzuleben. Im Frühjahr 1856 folgte ihm seine Familie. Er ging ihr bis Berlin entgegen, erkrankte am Nervenfieber und starb, anscheinend in der Genesung begriffen, am 8. Mai. Seine Schwester Cläre schrieb an die Witwe: „Er war bestimmt, vielen Schmerz zu tragen und vielen Schmerz zu verursachen“, — der lebenswürdige und viel geliebte, begabte älteste Enkel des Kanzlers. Diese Blätter sollen wahrhaftig sein, daher künden sie auch von Leid und Schmerz, wenn die lange Zeit ihren verklärenden Schimmer über die lieben Toten, die eben alle nur Menschen waren, ausgebreitet hat. Zum Schluß drei Gedichte meines Vaters, dem Glück wie Unglück Gesang wurde.

An meine Frau [Auguste geb. Westphal].

20. 10. 1851.

Wo heitre Stunden fliehn, wo trübe weilen,
Da sucht das Herz das Herz, da sucht die Hand
Des Freundes Hand, um Lust und Leid zu teilen, —
Wohl dem, der, was er suchte, glücklich fand!
Da wird die Freude süßer, Wunden heilen
Schnell bei der Liebe linderndem Verband —
Wir suchten auch, wir haben uns gefunden
Für alle heitern, alle trüben Stunden!

¹⁾ Sie hat ihre Kindheitsgeschichte berichtet unter dem Pseudonym Gabriele Clemens: Nötschen, eine wahre Geschichte. Hamburg, Verlag des Rauhen Hauses.

Wir kennen unsern Wert. Du kennst den meinen,
Auch meine Schwächen sind Dir wohlbewußt,
Die menschlich an dem Menschen stets erscheinen.
So tröste Dich! — Denn immer ist die Lust
Gepaart mit Leid. Und darum laß das Weinen
Und banne allen Groll aus Deiner Brust!
So komm in meine Arme! Mit Verlangen
Sind sie bereit Dich liebend zu empfangen.

Abschiedslied auf dem Dampfwagen.

[Auf der Reise von Danzig nach Hamburg: unbollenbet, wie so vieles.]

Es zwinget das Rad
Der eiserne Pfad.
Da wirbelt und kreist es,
Belebt durch die Kraft
Des menschlichen Geistes,
Der sinnet und schafft
Und nimmer ermüdet und nimmer erschläft.

So brauset der Zug
In sausenem Flug
Auf dehnenen Gleisen.
Und Eisen auf Eisen
Mit malmendem Druck
Und erschütterndem Ruck
Bringt lästige Weisen
Im Takte hervor;
Die sprechen und singen
Und klingen und bringen
Vernehmlich und wechselnd ins laufende Ohr.

Es ziehen die Wälder
Und Wiesen und Felber
Und Häuser und Bäume
Wie lustige Träume
Im Fluge vorbei:
Lebt wohl, Ihr Gefilde,
Ihr säuselnden Lüfte,

Ihr Heimatgebirge,
Ihr heimischen Däster!
Im Herzen bewahr' ich Euch heilig und treu.

Lebt wohl, Ihr Türme, die Ihr meinen Blicken,
Den spähenden, bereits entchwunden seid.
Ach, wenige Minuten rücken
Uns von einander meilenweit.
Leb wohl, Du alte Stadt am Meeresstrand
Mit Deinen Nesten längst entchwundner Zeiten,
Die auf die alte Macht und Größe deuten,
Womit Du einst beherrschet Meer und Land.

Lebt wohl, Ihr Mauern, die Ihr, einst mein eigen,
Die Seufzer hörtest mancher langen Nacht,
Die auf dem Sorgenlager ich verwacht,
Ihr meines stummen Grames kalte Zeugen,
Lebt wohl, Euch schirme Gottes Macht!

Leb wohl, mein Weib! Ein schweres Abschiedswort,
Daß meine Seele kaum vermag zu fassen.
Ein unversöhnlich Schicksal reiht mich fort,
Und alles, was ich liebe, muß ich lassen.
Wann werden wir uns wiedersehn,
Um uns aufs neue zu vermählen?
Und wenn es einstens wird geschehn,
Wird dann auch keins der teuren Häupter fehlen?

An Marianne Wolff.

Das Herz ist voll, die Lippen strömen über. —
Der Sorgen Druck, das Hochgefühl der Lust,
Der Hoffnung Hauch, des Zweifels zehrend Fieber,
Sie drängen sich in Versen aus der Brust.

Die Dankbarkeit, die wahr und tief empfunden,
Sie zollt gerührt den schuldigen Tribut
In Worten ungewählt und ungehunden
Und stillt so des Herzens erste Glut.

Und diese Worte, die von Herzen kommen
Und zu dem Herzen gehen ihre Bahn,
Hast Du aus meinem Munde nie vernommen,
So viel Du Liebes auch an mir getan.

O, könntest Du in meinem Innern gründen!
Die Glut, die kaum nach außen Funken zeigt,
Die würdest Du in lichten Flammen finden:
Das Herz strömt über, und die Lippe schweigt.

Humoristisches.

Anton Niemeher pflegte zu erzählen (vgl. W. Schwarz, Jugendlieben der Malerin Caroline Bardua, Breslau 1874, S. 143 f.): Ein Weinhändler kam nach Halle, meldete sich bei Anton und bat zugleich um eine Empfehlung bei Lafontaine. Zur selben Zeit kommt Goethe auf einer weiteren Reise durch Halle und wünscht Lafontaine, den er noch nicht kennt, einen Besuch zu machen. An einem schönen warmen Nachmittag introduziert sich in Lafontaines Hause ein fremder Herr. Lafontaine denkt sogleich an den Weinhändler und nimmt ihn an. Der Fremde tritt ein. Lafontaine nötigt ihn in den Garten: sie wandeln in der kühlen alten Lindenallee längs der Saale auf und nieder. Auf Weingeschäfte kommen sie nicht; Lafontaine ist aber erfüllt von der bezaubernden Persönlichkeit des Mannes und kann sich gar nicht genug wundern, was das für ein gebildeter Weinhändler ist. Der Fremde merkt den Irrtum, läßt ihn aber bestehen. Lafontaine tut sich keinen Zwang an, sondern entfaltet seine Natur so gut und so schlecht, wie sie ist. Beide gehen in herzlichstem Behagen und gegenseitigem Wohlgefallen lange nebeneinander her, durchsprechen allerlei in vollständigem Vergessen des Weingeschäfts. Als der Fremde sich empfohlen hat, kommt

Anton Niemeyer gerannt, voll von dem Ereignis des Goethe'schen Besuches bei seinem Schwiegervater, der schon ruckbar geworden war. Vergnügt ruft ihm dieser entgegen, er habe eben den Wein-
händler bei sich gehabt und könne gar nicht sagen, wie gut ihm der Mann gefallen habe. Anton Niemeyer erkennt sogleich die Verwechslung und entdeckt dem alten Lafontaine, daß der vermeintliche Weinhändler niemand anders als Goethe gewesen sei. Nun geht dem Alten ein Licht auf; er will aus den Wolken fallen und macht sich die größten Vorwürfe, den Fremden doch etwas von oben behandelt zu haben. Lange konnte sich Lafontaine über diesen Irrtum nicht beruhigen.

Neueste Nachrichten.

Geboren: 19. Juli 1911 Sohn Aug. Hermann Joachim dem Justizrat Dr. Victor Niemeyer in Essen. — 24. August 1911 Tochter Elisabeth Anna Josephine dem Buchhändler Hermann Niemeyer in Halle a. S. — 19. September 1911 Sohn Heinrich Karl Maximilian dem Assessor Dr. Mampe ux. Dorothee Niemeyer in Berlin. — 3. November 1911 Tochter Rosemarie dem Pfarrer Georg Döll ux. Gertrud Niemeyer in Schutzberg, Bosnien.

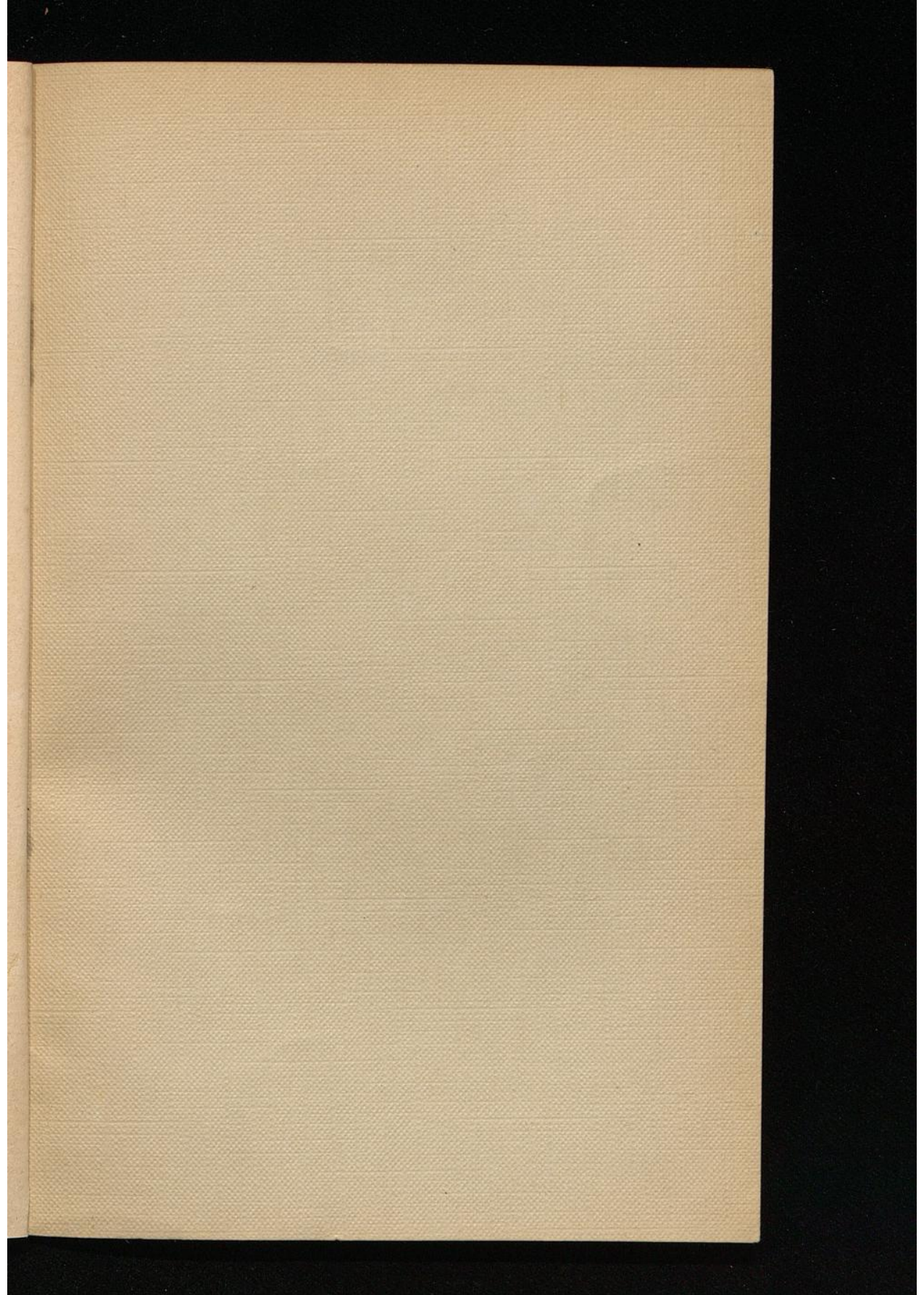
Verlobt: Juni 1912 Hildegard Niemeyer (Stammtafel V 8, c) mit Herrn Buchhändler Adolf Seippel in Halle. — Lisbet Wolff (III 5 n, 11 c) mit Herrn Dr. med. Georg Kroll, Hausarzt in Reiboldsgrün.

Gestorben: 29. Juli 1911 Geerd Volbrandt (VI 7, f 4) in Essen, wo er mit seiner Mutter zu Besuch war. — 3. Dezember 1911 Hermine Wolff (III B 5 n 4) in Hamburg nach siebenjährigem Leiden. — 13. Februar 1912 Valerie geb. Niemeyer (VI 6, d), Gattin des Pastors Lic. Dr. Hennecke, Betheln (Hannover), „von

monatelangen schweren Leiden durch einen sanften Tod erlöst". — 2. März 1912 Rentner Julius Rehorst, Vater von Martha Niemeyer (V 7, f) im 83. Lebensjahr: er hinterläßt 7 Kinder und 15 Enkel. — 22. Mai 1912 Mathilde Niemeyer geb. Rückert (IV 5) in Weimar nach schwerem Leiden im 80. Lebensjahr.

Beförderungen: 1. Januar 1912 Wolfgang Niemeyer (VI 7, a 1) wurde Compagnon der Firma Riccardo Schulz & Cie. zu Coquimbo in Chile. — 1. Januar 1912 Ernst Niemeyer (V 2, d) Generalinspektor der Versicherungs-Gesellschaft Nordstern. — 1. März 1912 Otto Niemeyer (V 2, f 1) ernannt zum Unterarzt bei dem Infanterie-Regiment von Borcke Nr. 21. — 26. März 1912 Else Niemeyer im Letzthaus zu Berlin als Photographin geprüft. — 1. April 1912 Clara Niemeyer (V 2, e) angestellt als wissenschaftliche Lehrerin an einer Gemeindeschule in Berlin. — 1. April 1912 Universitätsprofessor Dr. Theodor Niemeyer (VI 7, a) erhielt die erste Professur für Internationales Recht (nebst Rechtsvergleichung und Kolonialrecht) in Preußen; anlässlich der Pariser Tagung der Internationalen Law Association 1912 zu ihrem Vizepräsidenten ernannt, wurde er Vorsitzender der „Deutschen Vereinigung für internationales Recht“, 19. Juni 1912 Geh. Justizrat. Sein Sohn Johannes studiert in München Architektur.

Familienrat: Ehrenvorsitzender der Senior der Familie, Justizrat Hans Niemeyer in Essen. Mitglieder: Professor Dr. Max Niemeyer, Potsdam (Herausgeber der Nachrichten; an ihn sende man alle Mitteilungen, Nachrichten, Familienpapiere, Beiträge); Senatspräsident Herbert Pernice, Königsberg i. Pr.; Justizrat Dr. Victor Niemeyer, Essen a. Ruhr; Buchhändler Hermann Niemeyer, Halle a. S., Brüderstr. 6, Kassenwart (Einzahlung der Beiträge — mindestens 5 Mk. — im Oktober jeden Jahres) und Einberufer zum Familientage.



A:5